

schichte miteinander zu verweben und dadurch eine tiefere Bedeutungsebene zu schaffen.

Auch die in dieser Anthologie enthaltenen Übersetzungen verdienen besondere Anerkennung. Sie sind, wie bereits erwähnt, zum Teil neu, zum Teil schon älter, und sind sehr gut gelungen. Sie bewahren die sprachliche Schönheit und den rhythmischen Fluss der Originale, was für die Vermittlung der emotionalen und intellektuellen Wirkung der Gedichte von entscheidender Bedeutung ist. Die sorgfältigen Übersetzungen ermöglichen es auch nicht-slowenischen Lesern, die Nuancen und die poetische Kraft der Originaltexte zu erleben.

Eine Besonderheit des Lyrikbandes sind die biografischen Skizzen zu den einzelnen Dichterinnen und Dichtern (S. 275–286 sowie die begleitenden Skizzen zu den 16 wichtigsten Stimmen der slowenischen Lyrik, denen ein eigenes Kapitel gewidmet ist) und die genauen Quellenangaben, wo die übersetzten Gedichte erschienen sind. Diese Elemente bieten dem Leser einen kontextuellen Rahmen und ermöglichen eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Gedichten. Diese Informationen ermöglichen es dem Leser, die individuellen Hintergründe und literarischen Intentionen der Autorinnen und Autoren besser zu verstehen.

Die Anthologie der slowenischen Lyrik des 20. und 21. Jahrhunderts *Mein Nachbar auf der Wolke* kann insgesamt als sehr wertvoll bezeichnet werden. Sie ist sowohl für Liebhaber der Lyrik als auch für Neulinge auf dem Gebiet der slowenischen Literatur eine empfehlenswerte Lektüre. Der Band öffnet ein faszinierendes Fenster in die poetische Welt Sloweniens und zeigt die Vielfalt und Tiefe einer oft übersehenen literarischen Tradition. Darüber hinaus ist der Band eine Einladung zum Lesen und Weiterlesen, eine Einladung zu weiteren Entdeckungen in der slowenischen Poesie. Und es

gibt noch viel zu entdecken. In diesem Sinne kann die vorliegende Anthologie als unentbehrlich für all jene bezeichnet werden, die sich zum ersten Mal mit der slowenischen Poesie beschäftigen oder ihre bereits vorhandenen Kenntnisse vertiefen möchten. Die Anthologie bietet darüber hinaus einen umfassenden und facettenreichen Einblick in ein Jahrhundert lyrischen Schaffens und stellt sowohl für die Literatur- als auch für die Kulturwissenschaft eine außerordentliche Bereicherung dar. *Tanja Žigon*

Wo gehobelt wird, blühen Späne

Franz Hodjak: *Das Glas gibt dem Wein die gewünschte Form. Aphorismen. Mit einem Nachwort von Alexander Eilers.* Würzburg: Königshausen & Neumann 2023. 125 S.

Immer schon ist der Dichter und Verlagslektor Franz Hodjak sein bester Leser gewesen. Dass er dabei stets auch ein strenger Lektor ist, diesmal zu eigenem Nutz und Frommen, versteht sich. »Aphorismen sind Späne, die beim Hobeln der Sätze von der Sprache fallen.« (S. 9) So elegant geschwungene, scharfwürzig blühende Späne bringt nur einer zustande, der den Hobel sowohl in scharfem Winkel anzusetzen als auch meisterlich zu führen weiß. So häuft sich neben Gedicht- und Prosabänden Buch um Buch. Dieses nun ist laut Nachwort von Alexander Eilers Hodjaks viertes mit diesmal 850 vermeintlichen »Nebenprodukten«, die er unbeirrt zur Hauptsache macht. Für die Hauptsache aber ist ihm kein Büchlein zu schmal.

Schmal ist nichts an dieser Ballung vernünftiger Einsichten, gepaart mit witzig umgekrepelten, dezidiert gestrafften und paradox pointierten Merksätzen – auf dass wir erneut sanft darauf gestoßen werden, wie gut wir tun daran, diesem Seh- und Satzmeister die Treue zu halten, denn: »Alle hatten es gewusst,

aber erst nachdem Lichtenberg es gesagt hatte, wurde es wahr«. (S. 60) Ein Schelm, der nicht an Hodjak dabei denkt.

Den Achtzigjährigen treibt um und an, dass zwar diese »Alle« allerhand Wahrheiten gewusst haben und wissen mögen, auch die seinen, das Sagen aber Sache des Einzelnen bleibt. »Viele wissen gar nicht, wo es hingehet; sie sind bloß unterwegs, um andere zu überholen.« (S. 53) Einhalt ist das Gebot der Stunde, zumal derzeit andauernd die Stunde schlägt, zugleich ist der Einhalt ein Angebot gerade dieses Nimmermüden, der sich selbst keinen gewährt. Jung ist er nicht mehr, aber Alt-Klugheit verbietet er sich nicht nur, er verbittet sie sich mit derselben Bestimmtheit, mit der er das Sagen pflegt. »Meine Meinung kann sich ändern, nicht aber meine Überzeugung.« (S. 36) Dennoch möchte man ihm gerne gerade auch Letzteres zutrauen.

Wir Zeitgenossen staunen dankbar über Hodjaks beherrzten Zugriff auf ein Vokabular, das uns aus der Zeit gefallen erscheint: Hoffnung und Trost, Glück und Unglück, Gott und Kirche, Optimismus und Pessimismus, gute und schlechte Menschen, Gerechtigkeit und Unrecht, Freiheit und Diktatur – das ganze Register an so gängigen wie strapazierten Wörtern, die hier zu neuen Worten geprägt werden. Keine Scheu kennt der Wortmächtige vor dem Pfeifen der Spatzen auf den Dächern, auch nicht vor den Plätzen, auf denen sich »Alle« tummeln. Gemeinplätzen und Trampelpfaden gewinnt er mit spielerischer Grazie Reize ab: »Je dümmere der Kunde ist, desto besser taugt er als König«. (S. 73) Nachgerade anrührend ist die sanfte Gelassenheit, mit der er Trauriges, ja Tragisches auf Alltägliches herunter bricht: »Das Gemeine an der Liebe ist, dass immer der, der am meisten liebt, auch am meisten leidet«. (S. 42)

Ein Recht zur Selbstgewissheit habe er sich nicht zuletzt durch Lesen verdient:

»Ich wanderte durch viele Bücher, bis ich schließlich bei mir ankam«. (S. 52) Unter den vielen hat er dabei offenbar nicht nur jene von Georg Christoph Lichtenberg, sondern auch von Jean Paul verinnerlicht bis zur kollegialen Identifikation per Paraphrase: »Erinnerung ist Flucht in ein Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann«. (S. 34) Eine schlicht natürliche Geste ist darum der kollegiale Wink in Richtung Karl Kraus: »Wer etwas zu sagen hat, den suchen die Wörter«. (S. 27) Umso eleganter schwingt sich der bio-bibliografische Bogen zurück bis ins Jahr 1974, zum Titelgedicht des dazumal in Klausenburg »selbstverlegten« Bandes *Spielräume. Gedichte & Einfälle*: »Die Freiheit liegt im Spielraum, den wir ihr geben«. (S. 109)

Allerweltswörter und Dichterwort, eigentlicher und übertragener Sinn, formelhaftes Klischee und sprachlich gebundene Form – Franz Hodjak lässt sie aufeinandertreffen und erzeugt schlankerhand das, was nicht oft vorkommt: »Geistesblitze sind selten. Gewöhnlich donnert es nur«. (S. 103) Er hingegen ist leise eingedenk all der gewittrigen Verfinsterung und der, nun ja: blitzgescheiten, Erkenntnis: »Nach der Geburt lernt man zuerst reden[,] und erst viel, viel später lernt man auch schweigen«. (S. 75)

Hell strahlt die Szenerie, wenn der Lyriker vortritt mit seinem bildhaften Vorstellungs- und Gestaltungsvermögen. Dann geht einem buchstäblich ein Lichtlein auf, ja man darf sich, traulich geschmeichelt, zu jenen »Allen« zählen, für die hier einer das Sagen übernimmt: »Sitzen sich ein Mann und eine Frau verlegen gegenüber, ist das meist ein Zeichen für den Beginn oder für das Ende einer Liebe«. (S. 61) Und wenn man einst gar Teil gehabt hat an der sozialistischen Erfahrungswelt, die dem Dichter widerfuhr, darf man stilles Einvernehmen mit ihm genießen: »In Diktaturen gewähren die Fesseln den Händen immerhin so viel

Spielraum, dass diese noch Beifall spenden können«. (S. 88) Oder in Erinnerung an den gemeinsamen Ritt über den rumänischen Bodensee gelinde erschrecken: »Ich habe die Zeiten noch erlebt, als selbst Tote zum Klassenfeind gehörten«. (S. 74)

Alexander Eilers hat mit Ausführungen über die Titelmetapher vom Wein die »Späne«, die funkelnden Gedankensplitter eines, der »nie großen Wert darauf gelegt [hat], so zu leben, dass ich gesund sterbe« (S. 62), ins schier Mythische gehoben. Ein durchaus anregendes Beginnen, (wein)selig frönt man der Lust am Spekulieren, wenngleich just am Schluss sich auftut, was auch weisen Männern auf schwindelnd hoher Warte passieren kann, wenn sie sich in ihren virtuos gewundenen Gedankenschleifen verstricken: »Ein Sieg lohnt sich wirklich, wenn man nur gewinnt, was der Verlierer verliert« (S. 119), vermeint Eilers zu zitieren. Auf Seite 27 heißt es allerdings: »Kein Sieg lohnt sich wirklich, wenn man nur gewinnt, was der Verlierer verliert«.

Franz Hodjak wird das lässliche Versehen, das schließlich die ihm eigene Dialektik gleichsam paroxystisch auf die Spitze treibt, mit einem Aphorismus quittieren, der auf Karl Kraus zurück-, jedoch hoffnungs- und verzweiflungsvoll, Zeitgenossen würden sagen: ultimativ, ins Offene weist: »Im Zweifelsfall sich immer für den Zweifel entscheiden«. (S. 53) *Georg Aescht*

Eine Art Entwicklungsroman

Terézia Mora: *Muna oder Die Hälfte des Lebens*. Roman. Die weibliche Variante. München: Luchterhand 2023. 441 S.

Der neue Roman Terézia Moras führt uns in die Höllentiefen einer destruktiv abhängigen Liebe zwischen Muna Appellius, einer Schülerin vor dem Abitur, und einem Fotografen und Französischlehrer

namens Magnus Otto. Die Geschichte könnte auch als Entwicklungsroman gelten, obwohl es hier nicht um eine geradlinige Entwicklung geht, sondern um durch zahlreiche Höhen und Tiefen gezeichnete, erlittene Lebenserfahrungen, die Muna zwischen ihrem 18. und 40. Geburtstag sammelt.

Wir lernen Muna als temperamentvolle, hübsche, junge Frau kennen, deren Mutter, eine alkoholranke Schauspielerin, kurz vor Munas Abitur einen Selbstmordversuch verübt. Die Einblicke in das Leben der ostdeutschen Familie kurz vor der Wende 1989 zeigen uns Armut, den frühen Tod von Munas Vater und das Fehlen zuverlässiger Erwachsener, die sich um das Kind hätten kümmern können. Das Mittagessen kocht an den Sonntagen eine Nachbarin, während sich die Eltern in ihr Schlafzimmer zurückziehen. Die Spuren der Parentifizierung in Munas Beziehungen können wir auf den folgenden Seiten bei ihren enormen Schwierigkeiten, ein eigenständiges, selbstbestimmtes Leben zu führen, beobachten.

Sie bereitet sich allein aufs Abitur vor, während ihre Mutter sich nach dem Selbstmordversuch monatelang in einer Kur erholt. Muna macht trotzdem einen sehr guten Abschluss und nennt diese drei Monate eine sehr schöne Zeit, in der sie sich nur um sich zu kümmern brauchte. Die Abiturfeier findet mit ihren zwei Ersatzvätern aus einer Zeitungsredaktion statt, in der sie ein Praktikum macht. Hier lernt sie den Fotografen und Französischlehrer Magnus Otto kennen und lieben. Sie verbringen eine Nacht zusammen, bevor der Fotograf am nächsten Tag auf eine Reise nach Rumänien und Bulgarien aufbricht mit dem Ziel, nach drei Wochen zurückzukehren. Die Wende und die Öffnung der Grenzen kommen aber dazwischen und der Fotograf ändert spontan seine Pläne, ohne Muna irgendein Lebenszeichen zu geben. Sie